

# NZZ am Sonntag

## Bischof Huonders rätselhaftes Finanzen

Das Bistum Chur kontrolliert ein Finanz-Gefüge mit vielen Stiftungen. Bescheid wissen nur wenige kirchliche Insider. Nun fordern Politiker vom Bischof mehr Transparenz. **Christina Neuhaus**

Die Liste ist lang: Angefangen bei der von den Kantonen alimentierten Bistumskasse über die bischöfliche Stiftung Mensa mit Ländereien und Immobilien im Wert von Millionen bis zur Stiftung der Domherren oder zur Kathedralstiftung - das Bistum Chur finanziert sich aus diversen Kassen. Aussenstehende haben keinen Einblick in die Geldströme innerhalb des Bistums.

Kurz vor seinem wahrscheinlichen Abgang sieht sich Bischof Vitus Huonder mit der Forderung nach Transparenz konfrontiert. Auslöser ist ein Vorstoss von Doris Fiala. Die FDP-Nationalrätin hatte eigentlich beabsichtigt, die staatliche Kontrolle für religiöse Stiftungen muslimischer Vereinigungen zu verbessern. Vor dem Hintergrund der islamistisch motivierten Attentate in Brüssel und Paris forderte Fiala deshalb in einer Interpellation mehr Transparenz. Zu ihrem Erstaunen wurde

aber vor allem die katholische Kirche aktiv - und zwar in der Person von Martin Grüchting, dem Generalvikar des Bischofs von Chur. Grüchting, der für die Stiftungen des Bistums zuständig ist, schickte der Interpellantin einen geharnischten Brief, in dem er sich als «persönlich getroffen» bezeichnete. Weiter bedachte er alle Parteipräsidenten und Fraktionschefs mit einem Warnschreiben. In Medienbeiträgen verteidigte Grüchting das Privileg der kirchlichen Stiftungen. Ob so viel klerikalen Furors misstrauisch geworden, doppelte Fiala nun in Bern mit zwei Motionen nach.

Mit ihrer Kritik am undurchsichtigen Finanzgebaren Churs ist die Nationalrätin nicht allein. Einblick in die Stiftungen des Bistums haben nämlich nur wenige kirchliche Insider. Öffentlich wird kaum informiert. Der Bundesrat erwägt, die Kriterien für die Beaufsichtigung solcher Stiftungen zu präzisieren. Für Experten wie die Rechtsanwältin Andrea Röllin ist deshalb klar, dass die kircheninterne Aufsicht als ungenügend betrachtet werde. Bischof Huonder und Grüchting weisen den Vorwurf dagegen zurück.

Seite 11



## Auf Party in Eritrea

Wer Eritrea hört, denkt an Flüchtlinge, die der Gewalt entkommen sind. Doch viele Eritreer kehren immer wieder in ihre Heimat zurück, um Ferien und Party zu machen – auch aus der Schweiz. **Gesellschaft**

## Skigebiete kommen ohne Schnee aus

Dank Schneekanonen haben viele Bahnen selbst in wärmeren Wintern mehr Betriebstage als früher. **Daniel Meier**

Erneut liess der Schnee lange auf sich warten, doch viele Skigebiete konnten ihre Bahnen trotzdem vor den Weihnachtsferien öffnen. Zumindest die grossen, finanzstarken Regionen sind heute in

der Lage, ihre Pisten flächendeckend zu beschneien. Sobald es die Temperatur erlaubt, lassen sie die Schneekanonen bereits im November laufen - ob es schneit oder nicht, spielt kaum eine Rolle. Die Grundlage aus Kunstschnee bringt zudem den Vorteil, dass sie im Frühling länger hält. «Da man heute unabhängig vom natürlichen Schneefall schon früh intensiv beschneit, erreichen viele Skigebiete mehr Betriebs-

tage als früher - obwohl die Winter kürzer sind», sagt Hansueli Rhyner vom Institut für Schnee- und Lawinenforschung in Davos. Die weissen Streifen auf den grünen Wiesen sehen zwar unattraktiv aus und schrecken Touristen ab. Doch gerade der extrem trockene Dezember hat bewiesen, wie schlagkräftig die Beschneitechnik inzwischen ist. Philipp Lütolf, Experte für Bergbahnen und Professor an der

Hochschule Luzern, erklärt: «All jene Gäste, die trotzdem angereist sind, wissen jetzt mit Bestimmtheit: In Davos-Klosters, St. Moritz und anderswo kann man gut fahren, selbst wenn keine einzige Flocke vom Himmel gefallen ist.» Die grossen Regionen hätten gar keine Wahl: «Sie müssen weiter investieren und möglichst viele Pisten beschneien.»

Seite 24

## Selbstanzeigen: Kantone verdienen über eine Milliarde

Schweizer Steuersünder nutzten 2016 die straffreie Amnestie, um unversteuertes Geld zu legalisieren. Die Zahl der Selbstanzeigen ist erneut gestiegen. In Zürich, Basel-Stadt, Luzern und im Thurgau kam es zu einem Rekord. In Genf hat sich die Zahl der Fälle gar auf 2000 verdoppelt. Die gemeldeten Vermögen sind nochmals kräftig gestiegen. Laut dem Bund waren es im letzten Früh-

jahr bereits 24,7 Milliarden Franken. Allein der Kanton Zürich hat dank der seit 2010 laufenden Amnestie über 400 Millionen an Nachsteuern eingenommen. Laut bisherigen Daten aus acht Kantonen kamen bis Ende 2016 kumuliert 863 Millionen zusammen. Mit den übrigen Kantonen wird es weit über eine Milliarde sein. (zss.)

Seite 31

### Hintergrund

## Die Spione, die aus der Kälte kommen

Russische Agenten sollen Donald Trump in eine Sex-Falle gelockt haben. Wie funktioniert das KGB? Seite 20



### Wissen

## Fortschritt auf zwei Rädern

Die Erfindung des Velos war 1817 der Urknall der Mobilität - und ein wichtiges Kapitel der Industriegeschichte. Seite 53

### Kultur

“Trotz Festival-Erfolgen werden Spielfilme von Schweizer Frauen sehr viel schlechter gefördert als die ihrer Kollegen. Das muss sich ändern.”



Kulturredaktorin Denise Bucher zur Frage, warum Regisseurinnen bessere Filme machen. Seite 61

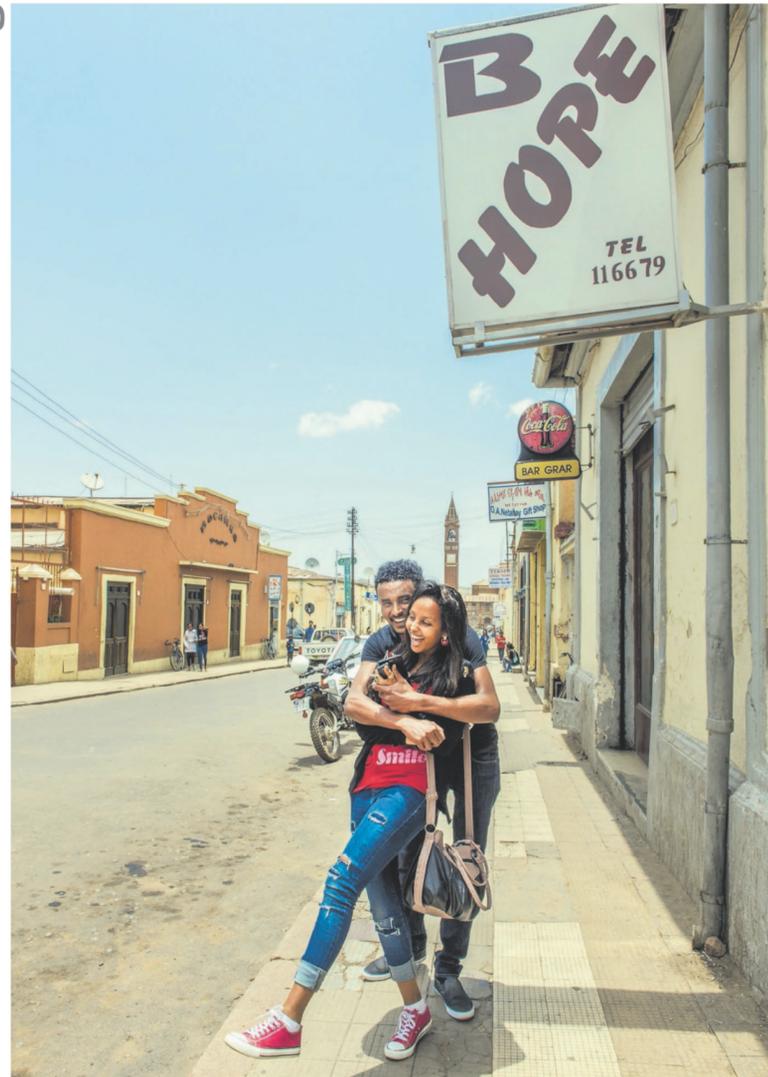


### Stil

## Der Glanz der First Ladies

Jackie Kennedy oder Michelle Obama setzten Massstäbe in Sachen Eleganz. Melania Trump wird es schwer haben.

NZZ am Sonntag  
15. Januar 2017



Tausende fliehen. Tausende kehren für Ferien zurück. Wer versteht Eritrea? 4

# Gesellschaft



Hilfe, ich wurde entführt! Fiat-Erbe Lapo Elkanns letzter Streich 14

Aller Schnee von gestern Hier geht's zum totalen Winternostalgie-Plausch 12



FOTOS: TOMAS WOTHNICH, XPOSURE / DUKAS, RDB





Sieht ja fast aus wie Florenz! Jugendliche der eritreischen Diaspora in ihren Ferien in Asmara auf der Dachterrasse ihres Hauses.

# Schlecht fürs Leben. Aber gut für Ferien

Von nirgendwo flüchten so viele Menschen in die Schweiz wie aus Eritrea. Für Ferien kehren Tausende von ihnen aber gern in die Heimat zurück. Eine Vergnügungsreise in ein Land, aus dem man nicht ganz schlau wird.

Von Christian Zeiler und Tomas Wüthrich (Fotos)



Schweiz-Eritreer Yohannes Berhane (mit Nichte auf dem Schoß) im Kreise der Verwandten auf der Insel Madot.



Familie Berhane vor einem Wandgemälde mit Szenen aus dem Unabhängigkeitskrieg gegen Äthiopien.



Die Berhane-Kinder genießen die Party im Nachtclub Alba in Asmara.



Yohannes Berhane beim Besuch des Märtyrerdhofs in Asmara.

Wer Asmara tanzen sehen will, muss ins Kellergeschoss. «Wo ist der Klub?» Der Türsteher im dunklen Eingangsbereich zeigt nach hinten, vorbei an der Menge, die im schwachen Licht um Bierflaschen sitzt. «An der Bar vorbei, zur Tür raus, die Treppe runter.»

Im Innenhof stehen kleine Gruppen junger Menschen, Zigarettenrauch vermischt sich mit dem Geruch von Alkohol und Aufregung. Vor dem Eingang in den Kellerraum hat sich eine kurze Schlange gebildet, Hip-Hop-Beats drängen am bulligen Türsteher vorbei in die Kühle der Hauptstadtnacht. Ein Stempel aufs Handgelenk, 100 Nakfa, ein eritreischer Wochenlohn, doch wen kümmert das hier? Wer ins Aiba geht, lebt in einer anderen Welt.

Eritrea, das bedeutet für die meisten Menschen in Europa Flüchtlinge und Menschenrechtsverletzungen. Eritrea, das ist für diese jungen Menschen hier Ferien- und Partymachen.

Sie kommen aus Schweden, den USA, Deutschland und auch aus der Schweiz. Sie verbringen Wochen, manchmal Monate in der eritreischen Hauptstadt Asmara, besuchen Familie, das Land der Vorfahren und natürlich: das Aiba. Hotel, Restaurant, Klub. Hotspot der tanzenden eritreischen Diaspora-Jugend.

Auf der Tanzfläche schmiegen sich kurze Röcke an Baggy Pants, zu Rihannas «Work, Work, Work» versucht sich ein Typ in sexuellen Trockenübungen an einem twerkenden Mädchen. Nicht weit davon entfernt stehen Rahwa und Simon Berhane, eritreische Wurzeln, geboren in der Schweiz und aufgewachsen in Bern. Ihretwegen sind wir hier. Wegen dieser beiden Jugendlichen, die in Eritrea nicht das Böse sehen, sondern ein Sommerferienziel. Wegen ihres Vaters Johannes, der den Kindern die Heimat zeigen will. Eritrea: das Land, aus dem so viele in die Schweiz geflohen sind.

### Deutungskampf in Genf

Vier Wochen zuvor auf der Berner Schützenmatte. Johannes Berhane und seine Tochter Rahwa besteigen einen doppelstöckigen Car, der sie nach Genf bringen soll. An den meisten Tagen im Jahr sind die beiden gewöhnliche Bürger der Bundesstadt, gehen zur Arbeit, zahlen Steuern, bringen sich ein in die Gesellschaft. Rahwa hat vor kurzem die Lehre abgeschlossen, Johannes arbeitet als Betreuer in einem Zentrum für minderjährige Asylsuchende. An diesem Tag im Juni aber sind Vater und Tochter vor allem Eritreer.

In Genf versammeln sich Eritreer aus ganz Europa, um für die Regierung in Eritrea und gegen die Sanktionen der Internationalen Gemeinschaft zu demonstrieren. Zwei Tage später

### Rätselhaftes Land

#### Eritrea in Ostafrika



werden sich an derselben Stelle Eritreer aus ganz Europa versammeln, um gegen die Regierung in Eritrea und für härtere Sanktionen zu demonstrieren. Nie sonst treten die beiden gegensätzlichen Gesichter des kleinen Landes am Horn von Afrika so deutlich hervor.

Im Berner Reiseocar ist die Stimmung ausgesprochen fröhlich. Es wird geklatscht, geredet, aus grossen Boxen ertönt eritreische Volksmusik. Die meisten hier sind über 40 Jahre alt, viele von ihnen leben seit längerem in der Schweiz. Sie sind das, was man die ältere Generation der Eritreer im Ausland nennt. Die Leute im Reiseocar sind während des Unabhängigkeitskrieges 1961 bis 1991 gegen Äthiopien geflohen und haben sich in den neuen Ländern integriert. Sie reisen mit ihren Kindern regelmässig nach Eritrea, zahlen 2 Prozent ihres Lohnes als Aufbausteuer in die Heimat und halten grosse Stücke auf die Befreiungskämpfer von einst - dieselben Kämpfer, die heute das Land beherrschen.

Einer dieser älteren Generation ist Johannes Berhane. Weil er nicht im äthiopischen Militär gegen Eritrea kämpfen wollte, floh er zusammen mit seiner Frau damals in die Schweiz. Hier arbeitete er auf dem Schlachthof, als Reinigungskraft oder als Barmann - die Verhältnisse waren prekär, die Pläne klar: Sobald in der Heimat wieder Frieden herrscht, kehrt die Familie zurück.

Berhanes fieberten am Fernseher mit, als Eritrea unabhängig wurde, und sie schauten erschrocken zu, als das Land 1998 in den nächsten Krieg mit Äthiopien schlitterte. Johannes fand einen Job im Tierspital, die Kinder gingen zur Schule, die Familie wurde sesshaft. Seit 2000 besitzt Johannes eine Aufenthaltsbewilligung - doch seine Heimat lässt ihn nicht los. «Man verurteilt das Land, ohne es besucht zu haben», sagt er. «Das Bild, das von Eritrea vermittelt wird, ist falsch.»

Es ist ein Bild, das zum grössten Teil auf den Berichten der Untersuchungskommission des Uno-Menschenrechtsrates zu Eritrea beruht. Ihre Vorwürfe an die eritreische

Regierung sind klar und heftig: Sklaverei, weit verbreitete Folter, aussergerichtliche Hinrichtungen, Verschwindenlassen von Menschen. Das ist eine Einschätzung, die im Wesentlichen auch von der Schweiz geteilt wird. Eritreischen Flüchtlingen drohen im Fall einer Rückkehr «drakonische, willkürliche Strafen», schreibt das Staatssekretariat für Migration. Personen, welche die Regierung kritisieren, würden meist ohne Verfahren inhaftiert.

Einmal als Hoffnung des afrikanischen Kontinents gefeiert, wird Eritrea heute von der internationalen Gemeinschaft isoliert wie kaum ein anderes Land. Für die Menschen im Berner Bus ist das ein Skandal. Deshalb die Demo. Und deshalb Genf. Stoppt die ungerechten Sanktionen gegen Eritrea! Lehnt die tendenziösen Eritrea-Berichte ab! Genug Ungerechtigkeiten gegen Eritrea!

Auf der Genfer Place des Nations schreiben Eritreerinnen und Eritreer aus ganz Europa ihre Parolen in Richtung des Uno-Hauptgebäudes. Johannes Berhane steht daneben und sagt: «Schau dir diese Leute an! Eritrea ist besser als sein Ruf.» Zwei Tage später wird eine Organisatorin der Gegendemonstration auf demselben Platz stehen und sagen: «Wir hoffen, dass die Welt sieht, wie schlecht es um Eritrea steht.» Zwei komplett unterschiedliche Sichten auf ein so kleines Land - wie ist so etwas möglich? Wie können die einen Ferien machen in dem Land, aus dem die anderen fliehen? Wir beschliessen, mit der Familie Berhane nach Eritrea zu fahren.

### Fünf Regierungen, ein Leben

Ein Wohnquartier in Asmara, unsere Reise beginnt mit einem Familienbesuch. Johannes sitzt auf einem gemütlichen Polstersessel im Wohnzimmer, daneben sein Vater, seine Mutter, Sohn Simon und am Boden die Schwägerin, die Bohnen röstet für die traditionelle Kaffeezeremonie. Das Wohnzimmer der Familie Bein ist so etwas wie ein Mikrokosmos Eritreas: Inmitten alter Schwarz-Weiss-Fotografien haben sich drei Generationen aus dem In- und Ausland versammelt.

Da ist der Vater, der die Geschichte des Landes repräsentiert. Berhane Bein, 1927 geboren, hat fünf Regierungen erlebt: Italien als Kolonialmacht; die Briten, die die Wirtschaft zerstörten; Äthiopien unter Haile Selassie; Äthiopien unter dem brutal agierenden Derg; und zuletzt das unabhängige Eritrea unter der Führung der einzigen Partei PFDJ. «Er sagt, es sei nie alles schlecht gewesen», übersetzt Johannes. Die Italiener hätten die Eritreer schlecht behandelt, aber eine funktionierende Wirtschaft aufgebaut. Die Engländer hätten Eritrea wirtschaftlich um Jahrzehnte zurückgeworfen, aber die Schulbildung verbessert. «Es gibt immer Positives und Negatives.»

Da ist Johannes Berhane, der nach eritreischer Tradition den Vornamen seines Vaters zum Nachnamen trägt. Er ist mit Rahwa und Simon nach Eritrea gekommen, um mit ihnen durch das Land zu reisen und ihnen zu zeigen, wie die Menschen hier leben. Den drei Bernern sieht man das Aussehen an: Brille, Kappe, beiges Gilet und beige Cargohosen trägt der Vater, hippe Klamotten der Nachwuchs. Sohn Simon erzählt, dass er in der Stadt ein Red Bull für umgerechnet 8 Franken gekauft habe. «Viel zu viel!», ruft Johannes aus. «Ist doch egal», sagt Simon. «Aber wenn ich mir überlege, wie wenig die hier verdienen, ist das schon verrückt.»

Und da ist Johannes' Schwägerin, die mit ihrem Mann Solomon in Asmara wohnt. Er wurde 1994 in den Nationaldienst eingezogen, arbeitet nebenher in der Fahrschule der Familie und verdient umgerechnet 30 Dollar im Monat. Zu wenig, um eine Familie zu ernähren. «Wir unterstützen ihn finanziell», erklärt Johannes. «Soll er etwa illegal nach Europa reisen? Er müsste seine Pension aufs Spiel setzen und würde dann wahrscheinlich Sozialhilfe beziehen.»

Dass seine Lage aber auch in Eritrea problematisch ist, gibt Johannes zu. Sein Bruder müsse Militärdienst leisten und könne seine finanzielle Situation nicht verbessern. «Das darf man so sagen», fügt er an. «Wir können das kritisieren, weil es die Wahrheit ist. Die Regierung kennt das Problem. Sie arbeitet daran.»

### Dienst ohne Begrenzung

Als wir dem Problem an einem heissen Julimorgen begegnen, fährt es auf vier Rädern über die hügelige Strasse von Asmara nach Keren. Johannes hat unseren Fahrer um einen Stopp gebeten, am Strassenrand liegen ausgebrannte äthiopische Panzer, die er den Kindern zeigen will. «Zur Erinnerung an den Befreiungskampf», sagt Johannes, während er mit seinem iPad Familienfotos schießt. Da taucht in der Ferne ein weisser Reisebus auf. «Sie kommen!», ruft Johannes und stellt sich mit Tochter Rahwa an den Strassenrand. Als der Bus gemächlich vorbeifährt, blicken uns von innen die Gesichter junger Männer und Frauen an. Einige winken, lachen und rufen. «Das ist die 30. Runde», erklärt Johannes. «In diesen Tagen beginnt ihre Ausbildung in Sawa.»

Zum 30. Mal seit 1994 zieht Eritrea seine Jugend in den Nationaldienst ein. Einrücken muss grundsätzlich jeder und jede, Ausnahmen sind selten. Das 12. Schuljahr in Sawa umfasst eine militärische Ausbildung und ein Abschlussexamen, das über die Zukunft der Jugendlichen entscheidet. Die Besten des Jahrganges besuchen eine der sieben Hochschulen des Landes. Ein Teil erhält eine Berufsausbildung und arbeitet dann in einem Regierungsbetrieb. Der Rest landet beim Militär. Sawa taucht in fast jeder Befragung von Asylsuchenden

den in der Schweiz auf - nicht selten als Fluchtgrund. Für Johannes ist es das Rückgrat der Gesellschaft. Zusammen mit den Kindern hat er das Camp besucht und die Abschlussfeier der 29. Runde erlebt. «In Sawa treffen sich Jugendliche aus allen Teilen des Landes», sagt Johannes. «Sie werden auf ihr Leben vorbereitet, lernen Disziplin und die Geschichte ihres Landes. Das hält Eritrea zusammen.»

Drei Stunden später in Keren brennt die Sonne gnadenlos. In der zweitgrössten Stadt des Landes, mehrheitlich von Muslimen bewohnt, posiert Familie Berhane stolz vor einer Wandmalerei: eritreische Freiheitskämpfer, romantisch inszeniert. Johannes, seine Kinder und deren Cousins lächeln in die Kamera, strecken die Faust in die Höhe - die Passanten schauen zu und wundern sich. Nach kurzer Zeit wird den Kindern die Hitze zu viel. Sie wollen etwas trinken, essen, Hauptsache Schatten. Ob sie sich je so mit Eritrea identifizieren werden wie der Vater?

Johannes freut sich, dass sich seine Tochter überlegt hat, freiwillig die militärische Ausbildung in Sawa zu absolvieren. «Natürlich wäre das hart für jemanden aus der Schweiz», sagt er. «Aber sie könnte ihr Know-how einbringen und etwas bewegen.» Nach dem Abschluss dann wäre Rahwa frei. Ganz anders die Gleichaltrigen aus Eritrea. Obschon mehrfach angekündigt, gibt es für Einheimische keine zeitliche Begrenzung des Nationaldienstes. In den Dörfern, die wir auf unseren Reisen besuchen, leben fast nur ganz junge und ältere Menschen - alle anderen sind im Militär oder arbeiten andernorts in einem staatlichen Betrieb. Die Landbevölkerung verarmt.

Dass dies der Hauptgrund dafür ist, dass so viele Menschen das Land verlassen, darin sind sich Uno und eritreische Regierung einig. Doch während die internationale Gemeinschaft den Fokus auf die Konsequenzen für Eritreerinnen und Eritreer legt - unbegrenzter Dienst, teilweise Zwangsarbeit, Berichte von Vergewaltigungen und Folter -, verweist man in Asmara auf den Grund der Massenmobilisierung: Schuld ist, wie so oft, die Bedro-

hung durch den grossen Nachbarn. Auch Äthiopien wird von einem repressiven Regime geführt, doch im Unterschied zu Eritrea unterhält das Land gute Beziehungen zum Westen und gilt als Partner im Kampf gegen den Terror. Seit Jahren stehen sich die beiden Länder in einer Situation gegenüber, die weder Krieg noch Frieden ist. Erst im Juni letzten Jahres ist es an der Grenze erneut zu heftigen Kämpfen gekommen.

### Im kleinen Rom

Zurück in Asmara, 800 000 Einwohner, höchstgelegene Hauptstadt des Kontinents. Das kleine Rom, wie die Italiener es nannten, bietet Villenviertel, prächtige Paläste, alte Kinos und eine Promenade, die den Vergleich mit italienischen Städten nicht scheuen muss. Junge Männer und Frauen flanieren am Abend auf der Harnet Avenue, in den Bistros am Strassenrand wird Kaffee und Araki getrunken, aus der Richtung der grossen Moschee ertönt der Ruf des Muezzins, während Jugendliche vor der katholischen Kathedrale Pläne für den Ausgang schmieden.

Die Zehntausende Eritreerinnen und Eritreer, die während der Sommermonate aus der Diaspora in ihr Heimatland reisen, verleihen Asmara einen ungewohnt geschäftigen Touch. Kriminalität gibt es hier kaum, dafür eine Gastfreundlichkeit, die angesichts der Armut überrascht. So weit die Fassade.

Hinter der Fassade versteckt sich eine Gesellschaft, die tief geprägt ist von jahrzehntelangem Kriegszustand, von Konspiration und von Missetrauen. Eine Gesellschaft, in der nur wenige wirklich gut leben und manche alles aufgeben, um ihr Leben zu retten.

«Gell, wir haben den Krieg gegen Äthiopien gewonnen?», fragt Rahwa ihren Vater. Es ist Abend, wir sitzen mit Familie Berhane in einem Restaurant der Hauptstadt. «Natürlich», antwortet Johannes. Eritreer seien gut im Kämpfen und kompromisslos in der Diplomatie. «Dafür hat das Land einen hohen Preis bezahlt. Aber es hat sich gelohnt. Schau doch die Hungersnöte in Äthiopien, ihre Abhängigkeit vom Ausland und die Unterdrückung der Minderheiten. Das gibt es bei uns nicht.» Doch kein Eritreer habe freiwillig dreissig Jahre gekämpft, um jetzt zuzusehen, wie dem Land die Menschen davonlaufen.

«Die Leute brauchen Möglichkeiten, sich zu entfalten», sagt Johannes. Das ist eine Aussage, die typisch ist für ihn. Durch seine Migrationsbiografie und das jahrzehntelange Leben in der Schweiz ist er unweigerlich in die Rolle des Vermittlers hineingewachsen. Mit der eritreischen Regierung will er es sich nicht verschmerzen, doch er darf auch nicht zu unkritisch sein, weil er sonst der Schweiz gegenüber nicht mehr glaubwürdig wäre. «Medienfreiheit, Demokratie, die neue Verfassung, das sind Ziele für die

## Dürfen die das?

Von den Zehntausenden von Eritreern, die jährlich ihr Heimatland als Touristen besuchen, tun das nicht alle legal. Die Schweiz gewährt Heimatreisen von Eritreern mit Flüchtlingsstatus nur in Ausnahmefällen wie einer schweren Krankheit oder beim Tod von Familienangehörigen. Mit einer Zwischenstation in einem anderen Land gelangen Flüchtlinge aber auch ohne Bewilligung in ihr Heimatland. Es gibt Hinweise, dass die Vertretungen Eritreas in der Schweiz den «Flüchtlingen» dazu die nötigen Papiere verschaffen. Das Regime ist auf Zahlungen aus der Diaspora angewiesen. Eine Kontrolle des Diaspora-Tourismus ist auch daher schwierig, weil eine scharfe Trennung zwischen Flüchtlingen und anderen Ausländern-Eritreern nicht immer möglich ist.



Am Strand bei Massawa. Die Hafenstadt am Roten Meer ist ein beliebtes Ziel für Touristen.

Zukunft», sagt Yohannes beim Essen. Solange Äthiopien die Grenze nicht anerkennen und die eritreische Regierung stürzen wolle, müsse man eben Abstriche machen. «Fragt doch die Leute auf der Strasse. Natürlich wollen sie Menschenrechte und Demokratie. Aber zuerst braucht es Stabilität und Sicherheit.»

### Die zwei Seiten Eritreas

Am nächsten Tag schlendern wir durch die Strassen der Hauptstadt – für einmal ohne Begleitung. Als wir den Zerai-Deres-Platz vor der Hauptpost überqueren, winken uns aus dem dritten Stock eines Wohnblocks zwei junge Frauen zu: «Kommt hoch! Es gibt Kaffee!»

Oben sitzt eine Gruppe Australierinnen auf Betten und Sofas, ziemlich verkatert, aber auch sehr auskunftsfreudig. Sie hätten zwar keinen eritreischen Pass, aber Tigrinja sprächen sie alle ganz gut. Ins Aiba gingen sie regelmässig, bis vor kurzem hätten sie zudem eigene Partys in einem Haus am Stadtrand veranstaltet. «Die Asmarer sehen an uns, wie man im Westen lebt», sagt eine der jungen Frauen. «Ich glaube, die mögen uns nicht besonders.»

Wir gehen raus, um frische Luft zu schnappen. Oben auf der Dachterrasse steht Joel, ein Freund der Clique, und zeigt nach Osten. «Da drüben müsst ihr hin: Roof Garden», bestes Restaurant der Stadt.» Für hiesige Verhältnisse zwar teuer, aber nicht vergleichbar mit anderen afrikanischen Hauptstädten. Typisch Asmara eben.

Der ganz grosse Luxus, wie ihn die Reichen überall in Afrika von Lagos bis nach Nairobi zelebrieren, ist hier nicht sichtbar. Auch Experten sind sich einig, dass Eritrea weit weniger korrupt ist als viele andere afrikanische Länder. Und doch scheint es Menschen zu geben, die sich am sozialistischen System deutlich mehr bereichern als andere. Die westliche NGO Transparency International führt Eritrea sehr weit hinten, auf Platz 154 von 168. Es gibt auch glaubhafte Berichte, laut denen hochrangige Militärs in den Menschenschmuggel involviert sind.

Das ist die eine Seite des Landes. Die andere sitzt nur wenige hundert Meter von der Hauptpost entfernt in einem kleinen Café mit geschmackvollem Interieur. Wir trinken Espresso aus einer italienischen Kolbenmaschine, als ich einen jungen Mann bemerke, der uns beobachtet. Als ich mich zu ihm setze, lächelt er mich freundlich an.

«Können wir über Politik reden?»  
«Nein, man kann nicht über Politik reden!»

«Wir sind Journalisten, und wir versuchen, etwas über das Land zu erfahren.»

Der Mann zögert.

«Weisst du, Eritrea ist keine Demokratie. In Eritrea gibt es keine Menschenrechte.»

Er blickt sich um. Dann beginnt er zu erzählen.

«Ich habe erlebt, wie sie gekommen sind.» Er zeigt auf die Türe.

«Wie die Männer reingekommen sind und zwei meiner Freunde mitgenommen haben. Sie waren politisch engagiert und wollten das Land verlassen. Seither habe ich sie nie wieder gesehen.»

«Und du bleibst hier?»

«Nein. Dreimal habe ich es versucht. Dreimal haben sie mich erwischt. Das letzte Mal war ich schon über die Grenze. Sie haben mich ins Gefängnis von Barentu gesteckt. Vier Jahre, auf engstem Raum, ohne Gerichtsverfahren, nichts. Sie haben mich geschlagen, immer wieder. Körperliche Strafen sind normal.»

«Fürchtest du dich nicht, so offen zu reden?»

«Hab ich denn noch etwas zu verlieren? Es ändert sich ja nichts. Deshalb gehen alle! Wegen dieser Unsicherheit, dieser Angst geht das Land kaputt.»

Szenenwechsel ins Paradies. «Was dieser Mann da sagt, ist seine Sache», sagt Yohannes. «Ich zeige euch ein anderes Land.» Er sitzt im seichten Wasser vor einer Insel, im Hintergrund zwei Schnellboote am Sandstrand, um ihn herum Familie Berhane und blaues Meer, so weit das Auge reicht. Die Kinder sind da, die beiden Schwestern mit ihren Familien, der Bruder und sogar der Vater Berhane Bein.

Madot, diese kleine, langgezogene Insel, die nur aus Sand besteht, ist Teil des Dahlak-Archipels im Roten Meer vor der Küste Eritreas. Hier kann man durch kaum berührte Korallenriffe schnorcheln, Delphine beobachten oder sich ganz einfach, wie es Eritreer am liebsten tun, ins strahlend blaue Wasser setzen. Yohannes lächelt triumphierend und sagt: «In der Schweiz heisst es immer: Was? Ferien in Eritrea? Aber so etwas Schönes können sich die Leute überhaupt nicht vorstellen.»

Knapp zwei Wochen sind wir durch Eritrea gereist – vom Leichtathletikstadion zum Märtyrer-Friedhof in Asmara, vom modernen Landwirtschaftscollege bei Keren bis nach Adi

«Die Asmarer sehen an uns, wie man im Westen lebt. Ich glaube, die mögen uns nicht besonders.»

Keyh im Süden, wo die Bauern die Felder noch mit Ochsenkarren bestellen. Überall Idylle, Ruhe, friedliches Zusammenleben zwischen Ethnien und Religionen.

Nur zwischendurch, immer wieder: kleine Bemerkungen, Gesten, Hinweise, kaum hörbare Seufzer eines Volkes, das auf ein besseres Leben wartet. Das Wochenende am Meer soll der krönende Abschluss sein. Vom Hochplateau, auf dem Asmara thront, geht es auf nur 120 Kilometern Strecke 2300 Höhenmeter in die Tiefe in den Küstenort Massawa. In wenigen Stunden ändert sich die Klimazone, die Kühle der Hauptstadt weicht brennenden vierzig Grad.

Zurück vom Inseltrip, sitzen wir an der Aussenbar des Hotels und trinken kühles Asmara-Bier aus der Flasche. Um die weissen Plastische streicht eine einäugige Katze, streng beobachtet von einem Gockel, der auf dem Tresen steht. Simon sagt, er habe auf Wikipedia gelesen, dass Eritrea den letzten Krieg gegen Äthiopien verloren habe. «Da kann man ja alles schreiben», erwidert Yohannes. «Aber das kontrollieren doch Leute auf Wikipedia», erwidert Simon. «Das muss doch stimmen.» Yohannes seufzt. Im Krieg gewinne niemand, sagt er. «Aber Äthiopien hat Eritrea nicht besetzen können. Mental war es ein Sieg für uns.» Damit begnügt sich der Sohn. Vorerst.

Yohannes weiss, dass die Jugend über die Zukunft seines Landes entscheiden wird. In der Diaspora, die Eritrea von aussen unterstützt; und in der Heimat, wo so viele in der Flucht den einzigen Ausweg sehen. Gelingt es seiner Generation nicht, den Jungen den Glauben an die eritreische Sache zu vererben, wird schon bald eine Utopie zu Grabe getragen. Dann wird das Streben nach persönlicher Perspektive über den Gesellschaftsentwurf siegen, für den so viele gestorben sind: Eritrea als unabhängiger sozialistischer Staat.

### Wurzeln hier und da

Noch ist offen, wie sehr sich Yohannes' Kinder für ihre Wurzeln begeistern lassen. Sie sprechen Tigrinja, Eritrea gefällt ihnen – und doch werden sie wohl immer Besucher bleiben im eigenen Land. Sie könne sich nicht vorstellen, hier zu leben, sagt Rahwa. Aber sie werde ganz sicher zurückkehren. «Später einmal Projekte verwirklichen, das wäre toll.» Auch Simon will wiederkommen: «Meine Wurzeln sind hier» sagt er. «Aber ich fühle mich als Schweizer.»

Yohannes nimmt das zur Kenntnis. «Man muss ja nicht in Eritrea leben, um Eritrea im Herzen zu haben», sagt er. Seine Rolle sei es, den Kindern möglichst viel über ihre Herkunft und über ihre Geschichte beizubringen. «Sie dürfen nicht vergessen, was die Märtyrer im Befreiungskrieg geopfert haben. Welchen Weg meine Kinder am Ende gehen, entscheiden sie selbst.»